

Der ewige Gotthelf

Autor(en): **Aschwanden, Felix**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **33 (1977)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421218>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

kürlichen und einseitigen Weise des Doppel-s gelöst, wofür wir mit der Dudenregel der drei S bestraft sind (zum Beispiel ‚Grossschreibung‘ statt ‚Großschreibung‘). Bei uns haben wir einen Vorkämpfer für das lange s in Werner Rüedi (Niederbipp). Das sei erwähnt, um darzustellen, wie bunt das Prisma der Auffassungen von sprachlichen Problemen innerhalb des Deutschschweizerischen Sprachvereins ist. Abzulehnen ist nur der Fanatismus und die Unduldsamkeit. Eugen Teucher

Der ewige Gotthelf

Eine Betrachtung zu Dr. Mario Andreottis Dissertation „Das Motiv des Fremden im Werke Gotthelfs“

Von Felix Aschwanden, lic. phil.

Vor etwa einem Jahr erschien im Verlag Vetter, CH-9425 Thal, ein neues Gotthelf-Buch unter dem Titel „Das Motiv des Fremden im Werke Gotthelfs“. Als Autor zeichnet Dr. Mario Andreotti, Lehrer für Deutsch und Geschichte an der Urner Kantonsschule in Altdorf, der diese der Literaturhistorie verpflichtete Untersuchung im vergangenen Jahr mit großem Erfolg der philosophischen Fakultät der Universität Zürich unterbreitet hat.

Wer sich nur einigermaßen in der Sekundärliteratur zum Thema „Gotthelf“ auskennt, weiß nur zu gut, wie reichhaltig das Angebot an Publikationen in Form von tiefgreifenden Darstellungen und umfassenden Analysen der Gotthelfschen Eigenart besonders in den letzten dreißig Jahren ausgefallen ist. Gerade von dieser allgemeinen Feststellung her erstaunt man nun nicht wenig, daß zwar trotz der verhältnismäßig spät entdeckten Weltgeltigkeit und Universalität dieses Dichters doch noch eine umfassende Untersuchung zu einem bestimmten, fest umgrenzten Problemkreis innerhalb des Gotthelfschen Werkes angestellt werden konnte, die sich nicht als bloße Zusammenfassung von bereits gewonnenen Erkenntnissen entpuppt, sondern weit darüber hinaus das Bestehende und Bekannte mit grundsätzlich neuen Ergebnissen entscheidend anzureichern vermag. Unter solch glücklichen Voraussetzungen erinnert man sich unwillkürlich der Erstausgabe von Werner Günthers Werk, das schon im Titel „Der ewige Gotthelf“ das Überzeitliche und gewissermaßen Unerschöpfliche dieses uns wohl vertrautesten Schweizer Dichters prophetisch vorweggenommen hat.

Das statisch geformte Bild, wie es den Dichter Gotthelf über Jahrzehnte hinweg bis in die Mitte unseres Jahrhunderts selbst in namhaften Literaturwerken immer wieder zu prägen verstand, war bekanntlich bis auf die von Mut und überzeugender Einsicht getragenen Arbeiten besonders der beiden Germanisten Walter Muschg und Karl Fehr höchst einseitig und eng. Allzu deutlich wollte man in Gotthelf nur den auf eine bestimmte Region zugeschnittenen Dorf- und Bauerdichter sehen, der kaum über die Grenzen seines angestammten Lebensraumes zu wirken vermag. Inzwischen wurde aber die Ansicht der Literaturkritik gerade in bezug auf Gotthelf gründlich revidiert, was auch die Ergebnisse von Dr. Mario Andreottis Arbeit ergänzend bestätigen und erhärten. Aus dem ehemaligen Emmentaler Dichter ist heute ein Schriftsteller von besonderem Format gewachsen, der mit seinem Schrifftum weit über die Probleme eines von lokaler Tönung eingefärbten menschlichen Daseins greift und damit nicht nur das „hier und jetzt“ Gültige aufzuzeigen versteht, sondern auf dem Weg von Bild und Gleichnis „das ewig Menschliche“ aus der Unmittelbarkeit gemachter Erfahrungen zeitlos gültig darzustellen weiß.

Hierzu verwendete der Dichter sozusagen als Kontrastwirkung und messerscharfe Abgrenzung gegenüber dem Bekannten, Eigenen und Vertrauten das Element des Fremden. Gerade in der heutigen Zeit, wo das Problem des Fremden in einer beinahe unbegrenzten Vielzahl von Variablen an uns alle ohne Unterschied von Alter und sozialer Lage herantritt, wo wir uns insbesondere im zwischenmenschlichen Bereich wohl tagtäglich dem Fremdeinfluß gegenüber kritisch zu stellen und zu öffnen haben, mag gerade eine Publikation, die um das Motiv des Fremden kreist, an zusätzlicher Aktualität gewinnen.

In einer als „Vorwort“ bezeichneten Einleitung, die sich im Vergleich zu den übrigen Teilen gewollt bescheiden ausnimmt, tritt bereits die Grundabsicht der nachfolgend breitangelegten Textinterpretationen zutage:

„In der vorliegenden Arbeit soll versucht werden, Gotthelfs Welt-haltigkeit von einer spezifischen Fragestellung aus aufzuzeigen. Am Beispiel seines Fremdenbegriffes wird zu erkennen sein, daß das Weltverständnis des Berners wenig mit dem eines biedermeierlichen Heimatdichters zu tun hat. Emmental und Welt, Heimat und Fremde stehen einander bei Gotthelf auf einer viel höheren, geistig-religiösen Ebene gegenüber. Gerade weil der Berner Dichter hinter dem emmentalischen Bauern das allgemein Menschliche zu erblicken vermag, kann für ihn das Emmental gleichsam zum Spiegel der Welt, sein Bauerntum zur Menschheit schlechthin werden. Hier liegt auch die ganze Tiefe von Gotthelfs Weltbezug, die uns seinen Heimat- und Fremdenbegriff in einem neuen Lichte sehen läßt“ (S. 5).

Ausgehend von einer prägnant gefaßten Definition, in welcher der persönlich gewählte Beobachtungswinkel des Autors klar eingegrenzt wird, erfährt man, wie im Verlauf der Analyse der Begriff des Fremden in bezug auf Gotthelf zu verstehen und entsprechend anzuwenden ist. Wörtlich schreibt Dr. Andreotti: „Ich bezeichne damit all das, was sich nicht im Kreise seiner (= Gotthelfs) bäuerlich-ementalischen Welt findet oder abspielt oder was der Art und Sitte seiner Leute entspricht“ (S. 9).

In der Tat, Gotthelfs Dichtung war einer Zeit entsprungen, die dem totalen Umbruch erlegen war. Auf allen Gebieten menschlichen Strebens zeichneten sich Neuerungen ab, die insbesondere die alten, patriarchalisch empfundenen Rechte und Pflichten speziell einer Dorfgemeinschaft im großen wie im kleinen von Grund auf erschütterten und vor allem jene Menschen in Unsicherheit, ja sogar arge Bedrängnis stürzten, die bei aller Zukunftsgläubigkeit den überkommenen Wertmaßstab sittlichen Handelns dank ihrer gläubigen, dem christlichen Geiste verpflichteten Grundhaltung nicht einfach über Bord werfen konnten.

Zu ihnen gehörte auch Albert Bitzios, der nun zur Überwindung seiner inneren Krise kühn zur Feder griff, um auf dem Wege dichterischer Gestaltung die einmal aufgeworfenen Probleme mit der erforderlichen Effizienz zu bezwingen und so zu bewältigen. Dazu war Gotthelf nicht allein auf die Kanzel angewiesen. Erfüllt, ja gedrängt von den Zeichen der Zeit, die der Dichter bereits im Zustand der Ahnung prophetisch zu deuten verstand, verschrieb er sich ganz der antiken Forderung „ut placeat, ut doceat“. So wurde er zum gewiegten Lehrmeister, der seine Leser mit Geschichten in den Bann zu ziehen verstand, die — oberflächlich betrachtet — mitten im herkömmlichen, gewohnten Alltag spielten und dabei in ihrem Kern den Aktionsradius kaum über die Randzonen des täglichen Erfahrungsbereiches hinaus auszuweiten bestrebt schienen.

Neben dieser heimatbezogenen Grundkomponente, die Gotthelf, wie eingangs erwähnt, fälschlicherweise zum gefühlsträchtigen Biedermeierpoeten degradiert hatte, ist eine nicht minder bedeutungsvolle Gegenkraft in seinen Dichtungen zu erkennen: die Fremde! Diesem den Situationsverlauf einer Handlung jeweils entscheidend beeinflussenden Element widmete denn auch Andreotti sein besonderes Augenmerk.

Mit einer bis ins Letzte reichenden Akribie deutete er den Begriff des Fremden unter Einbezug der verschiedensten Konfliktsituationen bei insgesamt sieben in sich abgeschlossenen Einzelwerken. Dank einer umfassenden Kenntnis des Gotthelfschen Gesamtwerkes verstand es der Autor, in die gewonnenen Erkennt-

nisse zusätzlich als sinnreiche Stütze parallel wiederkehrende oder aber auch der jeweiligen Sinnggebung entgegengesetzte Beobachtungen einzuflechten. Mit Hilfe von treffsicheren Vergleichen aus einer Vielzahl von namhaften Werken aus der europäischen Literatur wurden die auf so überzeugende Weise gewonnenen Ergebnisse in ihrer Aussagekraft zudem entscheidend überhöht.

Mit regem Interesse verfolgt man als Leser die im Verlauf der Untersuchung subtil herausgearbeitete Aufdeckung, daß Gotthelf dem Motiv des Fremden hinsichtlich Sinnggebung während seines dichterischen Engagements recht unterschiedlich gegenüberstand. Zeigte das Fremde zunächst bei der Konfrontation mit der eigenen angestammten Unzulänglichkeit höchst positive Züge, indem es dem Fremden allein vorbehalten war, das Gute innerhalb einer völlig heillosen bäuerlichen Gesellschaft wirken zu lassen, so hatte sich das Fremdelement in den späteren Werken ganz ins Gegenteilige gewandt. Bei der zunehmenden Ablehnung des radikal gesinnten Freidenkertums um die Mitte des 19. Jahrhunderts versuchte Gotthelf, seine Lesergemeinde wirksam gegen die negativ sich gebärdenden Strömungen von außen abzusichern.

Ob nun vom Sinn der Heimat, von der sittlichen Größe einer intakten Familien- und Dorfgemeinschaft die Rede ist, ob das Für und Wider angestammter Traditionen im Vergleich zum mächtig sich aufspielenden „Zeitgeist“ gegeneinander abgewogen wird, immer spürt man Gotthelfs dichterisches Anliegen, „die konkret gegebene heimatliche Welt stets zu verinnerlichen und damit ins Allgemeinmenschliche zu erheben. Der Weg des Berner Dichters ist immer und überall der Weg der Verinnerlichung“ (S. 157).

Von hier weist auch der Dichter, verankert auf dem Fundament einer natürlich entsprungenen Gottgläubigkeit, hinüber in die Gemarkungen des Sittlich-Religiösen. In diesem Bezirk ist letztlich auch „die entscheidende Komponente für Gotthelfs Fremdenproblematik“ (S. 157) zu finden. So schreibt Andreotti in seinem abschließenden Kapitel „Die Dimensionen des Fremden“:

„Fremde im tiefsten Sinne des Wortes manifestiert sich für den Dichter eben dort, wo die Welt nicht mehr in der Ordnung Gottes ruht, wo die Ausrichtung des Menschen auf das Ewige fehlt. Hier kann nicht Heimat im Gotthelfschen Sinne sein, da die Gemeinde Gottes darin keinen Platz hat; denn diese offenbart sich nur dort, wo Gott die alles durchwaltende Mitte ist, wo der Mensch über seinen irdischen Vater, seine irdische Mutter hinauf zum himmlischen Vater, zur himmlischen Mutter blicken darf“ (S. 157).